
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 80 Bydgoszcz, 6. April Bromberg 1939

Ilja und ihr Kosak

Roman von **Paul Bruse.**

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mertens ist schon in Paris. Es ist nicht leicht, an die russischen Emigranten heranzukommen, das hat er überall gemerkt. Hier ist es noch schlimmer. Er spürt es förmlich, daß Ilja von Knees in der Stadt lebt, weil er die Widerstände spürt; aber die Stadt ist groß, und es leben viele tausend Russen darin. Oft hat er das bestimmte Gefühl, als wenn er von Spionen der Russen beobachtet werde, die ihm Hindernisse in den Weg legen. Auch die Polizeibehörde verweigert ihm die Aussage.

Wo offenes Visier nicht ausreicht, da muß eine Hintertür gefunden werden. Die Armut unter den Russen ist groß, vielleicht findet sich einer, der für Geld zu haben ist. Er gibt sich aus als Amerikaner, eine Klappmütze mit breit vorstehendem Rand und eine Hornbrille, dazu weite Knickerbocker, und schon ist ein Mister Smith aus Cincinnati fertig. Er schließt sich einer Reisegesellschaft an, die Paris kennenlernen will. Aus dem Programm liest er, daß auch die Vergnügungsstätten im Osten und Norden besucht werden sollen. Also auf gut Glück mitgemacht! Mit einem neuartigen Bus gondelt die Gesellschaft durch die Stadt, besucht am Tage alle Berühmtheiten aus allen Zeiten Frankreichs. Mit heiserer Stimme erklärt der Führer Denkmäler, Museen, Kathedralen und was es sonst zu sehen gibt. Lauter Amerikaner umgeben Mertens, der mit seinem Englisch Mühe hat, auszukommen, aber er markiert den einsamen und höchst interessierten Reisenden. Es gibt genug zu sehen, so daß er nicht auffällt.

Mit dem Führer verständigt er sich auf Französisch. Das geht besser. Der Franzose ist froh, daß er einen hat, dem er in seiner Muttersprache dies und das sagen kann. Mertens zeigt sich erkenntlich.

In der Nacht besuchen sie die Varietés und Tanzhallen. Mertens fragt den Führer, ob er ihnen nicht ein Lokal zeigen könne, in dem russische Emigranten verkehrten. Rußland sei doch das große Rätsel. Es würde für die Herrschaften ganz außerordentlich belehrend sein, auch einen Eindruck von den russischen Emigranten zu erhalten.

„Ausgezeichnet! Glänzende Idee!" stimmen die Herren zu.

Der Führer überlegt und verspricht, es zu versuchen. Es wird eine fidele Nachtpartie.

„Le petit Poilu" heißt das Varieté, vor dem der Bus hält. In den nicht gerade modernen und sauberen Räumen herrscht großer Betrieb. Rauch ballt sich um die Bogenlampen zusammen. Tanzgirls kreischen ihre Chansons von der Bühne herunter. Das Publikum, schon vom Wein stark angeheitert, singt und lacht mit. Zwischen den Tischen wird getanzt, daß den Amerikanern der Mund aufgeht. Gut, daß die Damen sich von der Nachtfahrt dispensiert haben! Es dauert aber nicht lange, da drängen sich die Girls heran.

„Und wo können Sie mir einen Russen zeigen?" fragt Mertens den Führer. Dieser wendet sich an einen der weißbeschürzten Kellner.

Der dunkle Herr an einem Tisch im Hintergrund wird Mertens gezeigt. Es ist ein kleiner, bartloser Mensch mit vorstehenden Augen und gelber, asiatischer Hautfarbe. Die Dame an seiner Seite, eine üppige Pariserin, mit hochgeschnürtem Busen und einer rotseidenen Binde im kohlschwarzen Lockenhaar, saugt kräftig an einer Zigarette.

Mertens tritt an ihren Tisch heran und bittet, ihnen ein wenig Gesellschaft leisten zu dürfen. Mit lässiger Kopfbewegung gestattet es der Mann, während die Madame sich sehr für den Gast interessiert und sogleich einige Fragen bereit hat. Mertens läßt Sekt kommen. Da wird der Mann wach. Ehe er den ersten Schluck hinunter hat, erkundigt sich Mertens schon, ob er ein Russe sei, was dieser unter eifrigem Kopfnicken bejaht. Überhaupt ist es gediegen, wie er alle Äußerungen mit Bewegungen seines kleinen Kopfes begleitet.

Er ist Russe, Kaufmann in Moskau gewesen, nun in Paris, ohne Erwerb; er lebt von dem Gelde, das seine Frau verdient. Die Madame lächelt Mertens an. Mertens läßt beide erzählen. Dann fragt er, ob viele russische Fürsten, Grafen, Barone und solche Herren in Paris sind. Der Mann zählt eine ganze Reihe auf, aber ein Baron von Knees ist nicht darunter. Mertens fragt, ob er nichts von einem Baron von Knees wisse.

„Baron von Knees?" fragt der Russe bedächtig, als wittere er irgend eine Gefahr dahinter.

„Weil ich drüben in meiner Fabrik einen Bruder von dem habe", behauptet Mertens dreist.

„Knees? Ich glaube wohl." Der Russe legt den Finger an die Nase.

„Können Sie mir nicht sagen, wo der Herr wohnt? Ich würde ihn besuchen, wenn es meine Zeit erlaubt! Ich soll ihm Grüße bestellen."

Mertens schiebt einen Dollarschein über den Tisch. Der Mann streicht ihn rasch ein und verspricht die Auskunft einzuholen.

Morgen —

„Können Sie das nicht sofort erledigen? Sie haben doch ein Büro in der Stadt oder sonst eine Stelle, von der Sie Auskunft einholen können. Ich kann Ihnen nicht sagen, wo ich Sie morgen treffen kann. Wir sind vielleicht morgen schon nicht mehr in der Stadt", fordert Mertens.

„Frag doch den Maxim drüben!" sagt die Frau und zeigt über die Tische hinweg. Sie ruft laut hinüber, und an einem der Tische erhebt sich ein dunkler, jüngerer Mensch, der hüstelnd wie ein Schwindsüchtiger herüberkommt und sich setzt. Auch ihm bestellt Mertens ein Glas. Der Champagner perlt golden.

Als Maxim den Namen von Knees hört, muß er tief nachdenken, so tief, daß Mertens es merkt und in die Tasche langt. Ein Dollarschein hat wunderbare Wirkung.

„von Knees ist in Paris. War ehemals Batterieführer und arbeitet auf der Bank irgendwo", lispelt der schwindsüchtige Mensch.

„Und wo wohnt er?"

Das kann er nicht sagen, aber auf die Frage nach der Baronesse antwortet er, daß sie bei ihrem Bruder sei.

„So, bei ihm! Das ist gut! Hier haben Sie!" Ein zweiter Dollarschein verschwindet.

Weitere Auskunft ist von den dreien nicht zu erwarten. Der Führer winkt auch schon. Mertens zahlt noch für die dritte Flasche.

Auf dem brummenden Bus geht die Fahrt weiter durch die nächtliche Stadt.

Am anderen Morgen steht Alex von Knees vor dem General, der ihn zu einer Besprechung gebeten hat.

„Bitte, nehmen Sie Platz. Herr Baron!"

In diesem einfachen, dürftigen Kontorraum ist schon manches Schicksal geschmiedet worden. Hier ist das Herz aller Emigranten. Die Bilder der letzten drei Romanows hnägen an der Längswand hinter dem General, dessen Uniform mit Orden bedeckt ist. Er streicht einmal seinen grauen Vollbart.

„Was wird nun, Herr Baron? Haben Sie versucht, irgendwo Arbeit zu bekommen?" fragt er in überlegenem Tonfall.

„Exzellenz, für mich wird man keine Arbeit haben, es sei denn solche, für die ein Franzose sich zu gut hält!" antwortet der Baron- und auf seiner Stirn zucken die Falten des Zorns.

„Daran werden wir denken müssen, solange wir in diesem Lande Gastrecht genießen, daß wir keine Herren mehr sind wie einst. Die Schreibarbeit auf der Bank ist nicht Ihre Sache, ich wußte es im voraus. Ein Soldat wird nie ein Federfuchser. Sickelkow fühlt sich wohl dabei, nicht wahr? Glücklichere Natur! Was machen wir nun mit Ihnen?"

Alex kraust die Stirn. Er stützt die Hand auf den Rand seines Stuhlsitzes.

„Das — das beste wäre, es würde einen Krieg geben, Exzellenz! Da wüßte ich, was zu tun wäre!" bricht es aus ihm hervor.

„Der geborene Soldat, Baron! Leider sind diese Aussichten gering. Die Völker Europas haben genug damit zu tun, die Wunden des letzten Krieges zu heilen. Aber etwas Ähnliches kann ich Ihnen heute bieten, Herr Baron. Aus bestimmter Quelle weiß ich, daß der Staat Paraguay in Südamerika Soldaten und besonders Offiziere braucht und anwerben will. Wie stellen Sie sich dazu? Bedingungen kann ich Ihnen leider noch nicht mitteilen."

„Paraguay? Ach was, und wenn es die elendesten Kaffern wären, Exzellenz, ich melde mich."

„Nicht so stürmisch! Ich werde genaue Erkundigungen einziehen, ehe ich weitere Schritte unternehme. Ich fühle mich verantwortlich für Sie. Übrigens, Sie haben Ihre Schwester ja auch noch bei sich. Verzeihen Sie, daß ich mich erst jetzt nach ihr erkundige. Gefällt es der kleinen Baroneß noch bei der Madame Ferdon? Der Oberst ist sehr zufrieden", damit versucht der General das Thema auf ein anderes Gleis zu schieben.

„Meine Schwester kann sich schwer an die Verhältnisse gewöhnen, Exzellenz."

Alex von Knees ahnt, daß der General von dem Streit zwischen ihnen weiß. Er starrt auf seine Schuhspitzen, von denen der Lack abgeblättert ist.

„Sie hat es nicht leicht, aber wenn Sie sich alle Mühe geben, wird sie sich leichter finden in diesen Unterschied. Die Baroneß hat es besonders schwer. Was der Rittmeister von Wronsky mir da erzählt hat von dem roten Kosaken, das hab ich nicht glauben können. Wissen Sie mehr davon?" fragt neugierig die Exzellenz.

„Es ist kein Zweifel möglich. Der rote Hund hat Ilja an die Grenze gebracht und die Nachricht, daß er dabei erschossen worden sei, scheint ein Irrtum zu sein, denn es sind Nachrichten eingegangen, daß in verschiedenen Städten nach Ilja von Knees gefragt worden sei. Das fehlt mir auch gerade noch, meine Schwester, die Baroneß Ilja von Knees einem roten Kosaken in die Hände zu geben! Exzellenz, dann knallt es! Der hat noch mehr auf dem Kerbholz."

„Ich weiß, hab davon gehört!"

„Und Ilja?" Der General zieht lauernd seinen grauen Bart durch die Finger. Er scheint sich sehr anhaltend für Ilja zu interessieren.

„Exzellenz, ich vertrete das Vaterrecht!" betont Alex mit Nachdruck und richtet sich auf.

„Freut mich! Aber sagen Sie, wo wird die Baroneß bleiben, wenn Sie sich anwerben lassen? Nun, das hat keine Eile. Werden Sie sich noch überlegen. Ich gebe Ihnen also in Kürze Nachricht über die Absichten der Regierung von Paraguay. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer Schwester!"

„Ich danke Ihnen, Exzellenz!"

*

Mertens macht am nächsten Abend noch einmal eine Rundreise durch die Stadt. Vergebens hofft er die Baronesse selbst zu finden. Nur eine Neuigkeit erfährt er zufällig von einem der Kellner in einem der Cafés, Ilja soll in einem Modesalon tätig sein. Der junge Kellner spricht begeistert von der Baronesse, er scheint sich auf Ach und Krach in sie verliebt zu haben. Vielleicht ist es seine erste Liebe.

Für Mertens ist kein Zweifel mehr. Er ist auf der richtigen Spur.

Am anderen Tage macht er eine Runde durch die zahlreichen Modesalons. Vorsichtige Erkundigungen bringen ihn bald auf den Salon der Madame Ferdon. Er wartet vor dem nicht sehr ansehnlichen Hause mit den drei Schaufenstern in der Rue de Valenciennes, bis eine größere Gesellschaft durch die altmodische Tür geht. Eigenartig: Salon der neuesten Moden, und das Auge spürt nichts als altmodische Gegenstände und Einrichtungen. Auch die Madame Ferdon könnte eher als ein Prachtstück aus der Vorkriegszeit gelten. Nur der galante Herr versteht es, sich modisch zu kleiden. Auch einige der umherstehenden Verkäuferinnen sprechen für einen Modesalon. Mertens beobachtet scharf einige von ihnen, aber er ist enttäuscht, keine unter ihnen ist Ilja von Knees. Ob diese überhaupt hier beschäftigt ist, ob er vielleicht von den Russen an der Nase herumgeführt worden ist? Er zweifelt schon; aber vielleicht hat er doch Glück und kann weitere Auskunft erhalten.

Es werden die elegantesten Moden vorgeführt. Madame Ferdon zeigt sie erst den Damen vor als das neueste, was Paris bietet. Ihr Mundwerk vollführt Akrobatenkunststücke. Raffinierte Moden, denkt Mertens. Die Damen, der Sprache nach Südfranzösinnen, bewundern die leichten, seidenglänzenden Stoffe mit reichlichen Worten. Madame Ferdon flötet in den erhabensten Tönen über den Reiz ihrer Schöpfungen.

Dann zeigen die Mannequins die Kleider. Mertens hält den Atem an. Die zarte, in dem hellblauen Voilekleid, das den schmalen Körper wie eine leichte, duftige Wolke umgibt, das ist die Baroneß Ilja von Knees. Das lichte, weizenblonde Haar, der schwebende Gang, er denkt an das Bild in dem Medaillon, das ist Ilja von Knees.

Soll er sie rufen? Ihr sagen von Gregor?

Nein, das könnte alles verderben!

Nur eins gefällt ihm nicht. Warum sie wohl so ernst und traurig ist? Sie lächelt, weil sie muß. Nun legt sie einen pelzbesetzten Abendmantel um die marmornen Schultern. Noch deutlicher zeichnet sich der herbe Kummer auf ihrem Antlitz ab. Nun tritt der Mann an sie heran, flüstert ihr etwas zu. Sie lächelt und bewegt sich, wie es ihrer Aufgabe entspricht.

„Glänzende Erscheinung!" sagt Mertens zu dem Herrn des Salons, dem Oberst Zelnikowski.

„Glänzend!" wiederholt dieser. Auch er läßt keinen Blick von Ilja.

„Leider scheint sie nicht gut gelaunt zu sein!" bemerkt Mertens vorsichtig.

„Ja, unsere kleine Baroneß hat es nicht leicht!" entschuldigt der Oberst.

„Baroneß? Ah, mein Herr, was Sie sagen!" Mertens markiert den Erstaunten und hebt seine Brille ein wenig höher.

Der Oberst ist stolz.

„Eine russische Emigrantin, ehemalige Baronesse!" betont er mit Nachdruck, als wolle er sagen: „Sieh dir sie an! Das ist sie!"

Mertens äugt, als habe er nie in seinem Leben eine lebendige Baronesse gesehen, als bewege sich da auf dem niedrigen Podest ein Wunderwesen.

„Eine wirkliche Baronesse?" fragt er noch einmal.

„Ja, mein Herr! Eine Baronesse von Knees!"

Ein zurechtweisender Blick der Madame Ferdon trifft den Oberst, der sogleich pariert und sich den Damen zuwendet, um denen einige Schmeicheleien zu sagen.

Ilja läßt den Mantel zurückfallen, ihre Arme leuchten aus dem dunklen Samt.

Mertens mimt noch immer den Erstaunten. Er ist am Ziel.

Die drei Mannequins treten nun ab und erscheinen noch einmal in anderer Kleidung, wie es die Damen wünschen. Ilja trägt ein langes, enganschließendes Kleid mit langer Schleppe. Die Damen und Herren sprechen der Madame ihre Hochachtung aus. Das Geschäft wird abgeschlossen.

Vor der Tür trennt Mertens sich von den Herrschaften ohne besondere Höflichkeit.

Sein nächster Gang ist zur Post. Ein Telegramm fliegt nach Berlin:

„Paris. Ilja gefunden. Mertens."

(Fortsetzung folgt.)

Vögel jubeln uns zu . . .

Kleine Anleitung, gefiederte Sänger im Garten zu halten.

Von Hans Hussky.

„Sie liebte Blumen so sehr und Vögel . . .", so beginnt irgend ein Gedicht, und immer, wenn mir diese Zeile einfällt, fällt mir auch ein Bild dazu ein: Ein Mädchen steht auf einer Terrasse und blickt in einen weiten Garten, ein wenig selig und ein wenig verloren, weil da Blumen stehen, diese und jene, und weil da Vögel sind, diese und jene.

Blumen und Vögel — sie können beieinander wohnen, auf einer baumumstandenen Wiese vielleicht, irgendwo am Strom oder hinterm Wald, aber Blumen und Vögel können auch beieinander wohnen in einem Garten. In einem, der Menschen gehört und den Menschen pflegen und durchschreiten. Aber . . . gehen wir einmal in Gedanken alle die Gärten ab, die wir kennen, und blicken und horchen wir in Gedanken einmal in alle diese Gärten hinein, ob sie Blumen haben und — ja, Blumen haben sie alle, aber haben sie auch Vögel?

Blumen lassen sich mühelos in den Garten zwingen, man kauft sie, setzt sie ein, pflegt sie. Aber Vögel? Lassen sie sich auch in unsere Gärten zwingen? Ja und nochmals ja, wenn auch nicht mit solch sicherer Gewähr, wie geliebte Blumen, und es muß mehr ein Locken und ein Boden-Bereiten als ein Zwingen sein, denn einen Vogel kaufen und in den Baum werfen — das wird ihn, so scheint mir, eher zur Flucht als zur Rast, oder gar zum Daueraufenthalt bewegen. Und es seien noch einige andere Methoden genannt, die kaum zum Ziele führen dürften: Das Streuen von Regenwürmern etwa oder das Aussetzen von Mehlwürmern, so sehr beide bei den winzigen Gaumen auch beliebt sind. Und wenn ihr auch tausend Vogelfutter-Plätze unter eure Dachrinne montiert — es wird beim Essen-Abholen bleiben.

Und wenn einer gar glaubt, eine Schallplatte mit Vogelstimmen könne die Federbälle so hypnotisieren, daß sie am liebsten ins Zimmer geflogen kämen, um mit einem zierlichen Klecks den Vertrag zu bestätigen, der sie auf Lebzeiten verpflichtet, jedes Jahr von Anfang bis Ende der Saison draußen auf dem Apfelbaum täglich acht Stunden lang zu singen — wenn das einer glaubte, dann irrte er sich, denn die Federbälle würden nur einige Male am Fenster vorbeischwingen, mit der Gebärde etwa: Seht, welch ein Mensch!

Aber nun zu der versprochenen Anleitung, wie wir die geliebten Sänger bewegen können, unseren Garten als ihre Heimat zu betrachten. Die Mittel sind ebenso einfach wie altbewährt. Sie alle müssen auf das eine hinzielen: ihnen unseren Garten wohnlich zu machen. An der Ost- oder Ostsüdseite von geeigneten Bäumen, nicht zu niedrig über dem Boden, hängen wir Vogelhäuschen auf oder Nisthöhlen, wie sie der Fachmann nennt. Bald werden die ersten Sänger kommen, diese neuen Häuschen fachmännisch auf ihre Verwendung hin zu prüfen. Sie werden kommen, die Meisen, Spechtmeisen, Baumläufer, Trauerfliegenfänger und Gartenrotschwänze. Sie alle wohnen gern zwei bis vier Meter hoch, während die Stare gern höher hinaus wollen, etwa vier bis fünf Meter. Aus der wirklichen Vogelperspektive zu leben und zu weben, nämlich an Veranden, Hausmauern und Dachgiebeln, belieben vor allem die Fliegenschnäpper und Bachstelzen. Man hat für die verschiedenen Arten verschiedene Typen von Nistkästen gebaut, so daß man ein wenig die Chance der Wahl hat: „Du kommst rein, und du bleibst draußen!" Allerdings werden wir in keinem Falle ganz sicher vorausbestimmen können, welche Vogelart nun einziehen wird — aber würde das den Reiz an unserem Bestreben, zu unseren Blumen auch Vögel im Garten zu haben, mindern? Ein kleiner technischer Fingerzeig noch: Die Nisthöhlen dürfen in ihrem oberen Teil nicht nach hinten überhängen, da sonst Regen den Jungen der Vogelfamilien gesundheitlich schaden könnte.

Unser Wort, eines Tages wird es dann so weit sein: In die eine Nisthöhle ist zwar nicht eine Spechtmeise, auf die wir die Höhle zugeschneidert hatten, eingezogen, sondern vielleicht der Wendehals oder der Trauerfliegenfänger — aber welcher Hausherr würde sie wieder hinausjagen wollen?

Fast alle die Sänger, die unseren für sie bereiteten Garten nun inspizieren werden, haben vorher in hohlen Bäumen und in verlassenen Spechthöhlen genistet. Nach diesen Vorbildern sind dann von kundiger Hand auch die Nisthöhlen entworfen und gefertigt. Da in den natürlichen Baumhöhlen immer etwas Baummehl gefunden wird, muß dafür auch in den künstlichen Behausungen gesorgt werden. Ein Geringes an Sägemehl, das mit ein wenig Erde untermischt ist, genügt.

Wir können aber auch Vögel, die gemeinhin nicht in Höhlen brüten, in unsere Gärten locken, daß sie darinnen bleiben. Für ihre Nistplätze brauchen sie Büsche und hohe Hecken — und welchem Garten stünde es nicht gut an, daß er hier oder da noch einen dichten Tupfen Grün erhält, das scheinbar nur zu seinem Schmucke wachsen soll?

Welches sind nun diese Tupfen? Wildrose und Weißdorn, Eberesche, wilde Stachelbeeren und geköpfte Rot- und Weißbuchen sind die vollkommensten Welten unserer Nestbauer. Auch Liguster und Heckenkirsche haben sie gern zu ihrer Heimat. Beim Schaffen eines guten Fundamentes für das Vogelnest können wir den Tieren sehr behilflich sein, indem wir die Büsche so verschneiden, daß Quirle und Körbe entstehen. Die Grasmücken und die Meisen werden dort zu allererst anklopfen, ebenso die Rotkehlchen und der schöne Hänfling, der besonders gern in Nadelbüschen und -bäumen sein Quartier aufschlägt. Mit knarrenden und flötenden Tönen macht sich in dichtem Buschwerk auch der Gelbspötter bemerkbar.

Immer gewaltiger, vielstimmiger und vielrhythmischer wird der Federball-Chor den Frühling besingen, bis es dann eines Tages beginnt, stille zu werden, erst setzt es in diesem Kästchen aus, dann in jenem Nestchen — was ist geschehen? Ungeheures! Da wird in stummem Dienst ein Ei zum Leben gewärmt, ein Ei? Drei, sechs, ein Dutzend Eier — hört nur, schon wispert das erste neue Rotkehlchen und grüßt so die Welt, unseren Garten, das von unserer Hand errichtete Nest . . . Der Hausherr steht am Fenster und reibt sich stolz die Hände. Und er hat Achtung, gewaltige Achtung vor dem Meisenmännchen, das den Seinen im Nest ein Madenmenü nach dem anderen heranträgt. Wenn sich das erste Federkerlchen zum ersten Male auf den Nestrand stellt, dann müssen wir unseren Garten vor der Hauskatze verschließen. Denn wir wollen ja, daß die Federbälle bleiben und wiederkehren.

Wenn dann die Blätter fallen und die Bäume und Hecken sich entkleiden, kommen die Nestbauten zum Vorschein, und wir können uns zu einem kunsthistorischen Rundgang durch unseren Garten aufmachen, die Stilarten der einzelnen Vogelfamilien studieren und daran fürs künftige Jahr vielleicht lernen. Blumenkenner waren wir längst — heuer sind wir auch Vogelkenner geworden. Wir fassen in einen Baum, nein, keine Angst, nur mutig hineingefaßt — und wir halten ein kugeliges Nest aus Moos, Spinnweben und Flechten in der Hand. Aus jedem Fädchen, das hier das Schwanzmeisenpaar zusammengetragen hat, brennt eine Liebe, von der wir beinahe noch lernen könnten. Und welche unsägliche Fertigkeit müssen ihre Schnäbel und Krallen haben! Schaf- und Pflanzenwolle haben sie mit Pferdehaaren durchzogen und umschlungen, so daß sie fest geworden ist, und darüber liegen Federn, Federn und nochmals Federn. Federn von Fasanen, Rebhühnern und Wildtauben. Zweitausenddreihundertneunundsiebzig Federn sind in einem Schwanzmeisennest gezählt wodren. . . .

Aber haben wir denn auch dies bemerkt? Sind die schädlichen Raupen, die mit künstlichen Mitteln, mit Spritzen und Laugen niemals gänzlich beseitigt werden können und die manche unserer Pflanzen angegriffen haben, nicht beträchtlich weniger gewgrden in unserem Garten, seit wir die raupenhungrigen Heinzelmännchen haben? Für die geringe Mühe, die wir uns um sie gemacht haben, haben sie vieles gegeben: die Anmut ihres beflügelnden Fliegens, ihren unermüdlichen Gesang und nicht zuletzt ihre gärtnerische Hilfe. Und seht nur unseren Hausherrn an, wie kenntnisgeschwellt er seinen Gästen seine neue Vogelwissenschaft vorträgt!

„Sie liebte Blumen so sehr und Vögel . . .“, so wird man wohl von allen Mädchen sagen dürfen, und warum sollten nicht alle Mädchen, die im Frühjahrssonnenlicht auf Terrassen stehen, das selige Glück spüren dürfen, zu wissen, daß in den Gärten vor ihnen nicht nur Blumen sind, sondern auch Vögel?

Sieh da, Mädchen, wie sie schwingen, wie sie singen!

Faß dich kurz!

Kleines Erlebnis an der Fernsprechzelle.

Von Willy Weingart.

Der schnittige weiße Sportwagen brauste durch die vornehme Straße und hielt mit einem kleinen Ruck in der Nähe einer Fernsprechzelle.

Die ebenso schnittige Dame warf mit einem Schwung den Wagenschlag zu und begab sich schnell in die Fernsprechzelle hinein. Wie ein treuer Hund wartete einsam der schnittige Sportwagen.

Munter plätscherte dann am Fernsprecher ein ebenso angeregtes wie endloses Gespräch: „. . . ja, und dann wolltest du mir doch noch die Sache mit dem Fred erzählen, liebe Lissi, aber mach schnell, ich habe doch so wenig Zeit!“

„Doch, die Geschichte mußt du dir noch mit anhören, also paß mal auf!“

„Frechheit!“

„Wieso Frechheit?“

„Ach, ich meine nur den aufdringlichen Kerl, der schon seit einer Weile draußen vor der Zelle wartet, jetzt hat er doch tatsächlich versucht, die Tür zu öffnen. Aber ich halte sie zu. Erzähl' mal schnell weiter, Lissi!“

Aber Lissi erzählte nicht schnell. Sie erzählte sogar die ganze Geschichte sehr ausführlich. Dem aufdringlichen Kerl draußen vor der Tür schien das nicht zu behagen; denn er klopfte wiederholt an die Scheibe. Seine Geduld wurde endlich belohnt; die schnittige Dame erschien in der Tür, warf dem aufdringlichen Kerl einen Blick zu, vor dem der Mann eigentlich hätte in die Erde versinken sollen, was er aber nicht tat. Im Gegenteil, er sprach sogar die schnittige Dame sofort an: „Entschuldigen Sie . . .“

„Gar nichts entschuldige ich, man wird doch noch telefonieren können! Manieren haben manche Leute heute!“

„Ich muß Ihnen aber . . .“

„Himmel! Wo ist denn mein Wagen?“ fuhr die Schnittige plötzlich los. Und tatsächlich: der Wagen war weg! Der treue Wagen war nicht mehr zu sehen! Nur einen kleinen Öltropfen hatte er auf dem hellen Asphalt zurückgelassen. —

„Haben Sie denn nicht . . .“, brauste die Schnittige los, sie konnte aber diesmal ihren Satz nicht zu Ende sprechen, denn jetzt warf sich der Mann, der doch eigentlich in die Erde hätte versinken sollen, in die Brust: „So! Jetzt lassen Sie mich aber endlich mal zu Worte kommen! Ich versuche nun schon seit zehn Minuten, mit Ihnen ein Wort zu wechseln. Aber so sind die Frauen! Die ganze Geschichte kam mir doch gleich höchst verdächtig vor!“

„Welche Geschichte?“ fragte kleinlaut die Schnittige.

„Mit dem jungen Mann. Ich hatte doch gesehen, wie Sie Ihren schönen Sportwagen verließen. Unsereiner hat doch 'nen Blick für sowas. Und ich hatte auch gesehen, daß Sie den Zündungsschlüssel am Schaltbrett stecken ließen. Leichtsinn, sowas! Und dann kam der junge Mann, er sah ganz gut aus; er setzte sich in den Wagen und fuhr los . . .“

„Und wo ist mein Wagen jetzt?“ unterbrach die aufgeregte Dame die Rede des Mannes.

„Sie werden ihn hier um die nächste Straßenecke finden, aber . . .“

„Das ist ja himmlisch!“

„Ich weiß ja nun nicht, ob das hier die richtigen Worte sind, liebe Dame. Der junge Mann kam nämlich nur um die nächste Straßenecke, dann sauste er auch schon von hinten auf den großen Lastwagen, der dort gerade parkte. Wird ja wohl 'ne Kleinigkeit kosten . . . Das war es, was ich Ihnen immer schon die ganze Zeit sagen wollte!“



Lustige Ecke



Das versicherte Lächeln.

In Hollywood wird behauptet, das Wichtigste an einem Filmstar sei das Lächeln. Damit bezaubert man das Publikum, mit dem Lächeln verdient man Geld, kurzum, das Lächeln sei ausschlaggebend für jeden Erfolg. Eine englische Filmschauspielerin hat nach der gleichen Überzeugung ihr Lächeln mit 20 000 Pfund versichern lassen. Sollte durch einen Unfall der sonnige Gesichtsausdruck verloren gehen, so hat sie doch immer noch Anspruch auf ein kleines Vermögen.

*



„Will er uns zum besten haben, oder will er uns schmeicheln?“

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.